



MÜNCHEN Residenztheater

Katastrophenmärchen

nach Voltaire
«Candide oder Der Optimismus»

Ein bisschen fühlt man sich wie beim Weihnachtsmärchen in der Schullaula. Auf dem Programm steht philosophische Pflichtlektüre: «Candide oder der Optimismus» nach Voltaire, szenisch eingerichtet – mehr kann man das nicht nennen – von der Regisseurin Friederike Heller und dem Dramaturgen Andreas Karlaganis. Auf schräger Ebene vor gut ausgeleuchtetem Rundhorizont hat sich, wie häufig bei Heller-Inszenierungen, eine Abordnung der Hamburger Band Kante rund um Peter Thiessen platziert, aus dem Schnürboden baumelt an Fäden ein Sammelsurium aus buntem Plastikkrimskrums (Bühne: Sabine Kohlstedt), und das fünfköpfige Ensemble postiert sich erst einmal vorn an der Rampe wie das Lehrerkollegium vor den Erstklässlern und fragt in die Reihen, warum nur ein derart seltsames Wesen wie der Mensch geschaffen worden ist.

Zu dieser nicht wirklich weiterführenden Frage (bei Voltaire richtet sie der Hardcore-Optimist Pangloss gegen Ende an einen türkischen Derwisch, der treffend pariert «Was geht dich das an?») gesellen sich bald weitere: Macht es zum Beispiel Sinn, die vorgeschützte Naivität des notorischen Spötters Voltaire zum Prinzip einer über weite Strecken naiv-illustrativen Nacherzählung zu machen? Und kann die sarkastische Philosophen-Fehde aus dem 18. Jahrhundert – Voltaire macht sich in seinem Roman in durchaus bewusst

verkürzender Weise über die Leibnizsche Theodizee und den Satz von der «besten aller möglichen Welten» lustig –, noch einmal verkürzt dargestellt, neues Licht auf unseren Umgang mit der gegenwärtigen Krisenlage werfen? Fragen, auf die der Abend am Münchner Residenztheater keine eindeutig positiven Antworten gibt.

Und auch spielerisch ist er leider keine Offenbarung, was allerdings nicht unbedingt an den Schauspielern liegt. Friederike Heller lässt sie mal als lustige Märchenonkel und -tanten, mal als Spielwütige in einem (wahrscheinlich gewollt) aninszenierten Zwischenstadium agieren, das allerdings die Frische echter Improvisation bereits verloren hat. Sebastian Blomberg müht sich redlich und mit ehrlicher Wut im Bauch, aus dem katastrophengebeutelten Stehaufmännchen Candide so etwas wie eine widerständige Figur zu machen, Jörg Ratjen ist als Pangloss auf stereotypen Frohsinn abonniert, Michele Cuciufo und Hanna Scheibe sind tapfere Frontkämpfer auf meist verlorenen Posten, und Elisabeth Schwarz gibt mit spürbarer innerer Distanz die abgeklärte Zeitzeugin.

Nachdem beim Erdbeben von Lissabon der ganze Plastikplunder vom Bühnenhimmel gefallen ist, liefert eine Diashow aus Kupferstichen und historischen Werbeplakaten, auf den Rundhorizont projiziert, schnell noch ein paar Querverweise auf Rassismus und Kriegsverherrlichung vergangener Jahrhunderte. Dafür perlen die von Thiessen & Co. beigesteuerten Songs so gutgelaunt in die Ohren, dass die «prästabilisierte Harmonie» gewiss nicht in Gefahr gerät.

Silvia Stammen

Auf dem Foto v.l.n.r.: SEBASTIAN BLOMBERG, SEBASTIAN VOGEL, HANNA SCHEIBE, MICHELE CUCIUFO und PETER THIESSEN

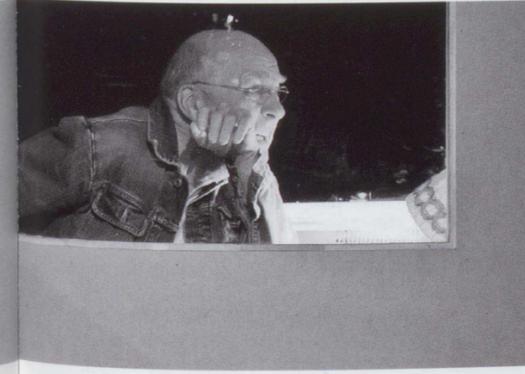
MÜLHEIM/OBERHAUSEN
Ringlokschuppen Mülheim/Theater Oberhausen

Die Temperatur stimmt

Dirk Laucke
«Angst und Abscheu in der BRD» (U)

Dass Linke und Rechte, Antifaschisten und Neonazis sich in vielen Punkten ähnlicher sind als oft vermutet, führt Dirk Laucke in seinem neuen Stück «Angst und Abscheu in der BRD» vor. Um den Umgang der Deutschen mit Faschismus und Nationalsozialismus zu erforschen, haben sich Laucke und Matthias Platz auf Recherchetour durch Ost- und West-Deutschland begeben und quer durch die Reihen reichlich antisemitischen Quark zu Tage gefördert. Erstaunlich ist natürlich weniger das dumpfe, von Amnesie geprägte Denken in volkstümelnden Vertriebenenverbänden oder von Ingolstädtern, die sich schützend vor noch lebende Nazitäter stellen, sondern die merkwürdig «völkische» Argumentation der Antifaschisten und die Allianzen «aufgeklärt» linker Bürger mit revisionistischem Gedankengut («Warum kann Israel alles machen, wird nie zur Verantwortung gezogen, kann Libanon zusammenhauen ...»).

Der nah an Alltagssprache und politischer Argumentation bleibende Text – im Gegensatz zu Lauckes ansonsten schnoddrig poetischen Wohlstandsverlierergeschichten – hat formal fast den Charakter einer Hausarbeit: O-Töne, Adorno-Zitate, Fußnoten mit Hintergrundinformationen (wie etwa zu den Naziverstrickungen des Psychogurus Bert Hellinger) und bisweilen ziemlich hochtrabende Exkurse, die einem Lehrbuch entnommen zu sein scheinen. Doch Laucke legt seiner teilweise etwas zu behäbigen Materialsammlung geschickt dramatische Zügel an, indem er sie als skurrile (Gesprächs-)Erlebnisse zweier gegensätzlicher Journalisten erzählt, die es für die Radiosendung «Angst und Abscheu in der BRD» durch die Republik treibt.



Auf dem Foto: MOHAMMAD-ALI BEHBOUDI und HARTMUT STANKE

In Oberhausen inszeniert er seinen Text selbst und geht erstaunlich locker mit ihm um. In der wilden «Polit-Punk-Performance» der fünf permanent auf der Bühne anwesenden Darsteller geht manches im Schnellsprech, im Brüllen oder in Totalbeschallung unter – wichtig scheint, dass die Temperatur stimmt. Die beiden mit Krepel und Kisten, Tonbändern und alten Fernsehern vollgestopften rollbaren Regale werden je nach Kontext neu angeordnet (Bühne und Kostüme Simone Wildt) und wandeln sich vom drögen Radio-Archiv zum flimmernd apokalyptischen Gesamtkunstwerk, über das antisemitische Sprechchöre hinwegfegen, die einem die Schuhe ausziehen.

In eine klaustrophobisch kleine Wohnkiste hat sich der «Kollege Carl Maria von Fußnote» zurückgezogen, den Hartmut Stanke als schön griessgrümliges Faktotum gibt, das mit würdevoller Wut Erläuterungen vorträgt, als grauer Ost-Ordner Tonbänder abspielt oder als Jeans-Cowboy stumm durchs Geschehen schlurft. Sergej Lubic als verständnisvoll gesitteter Journalist Thomas Zaunmüller und Richard Barenberg als sein krawalliger Kollege Jörg Holz mit Porschebrille und Goldkette toben während ihrer Begegnungen mit Lichterketten-Demos, christlich bewegten Dresdnerinnen, esoterisch erglühten Krankenschwestern und leicht dementen Greisinnen von einem cholerischen Anfall zum nächsten. Anja Schweitzer glänzt als weibliche Universalbesetzung, egal ob christlich verhärtet in Pudelmütze oder esoterisch durchgeknallt im Schwesternhäubchen.

Ein wenig schwer haben es die dazwischen geschalteten theorielastigen Ansprachen des Radiomoderators Detlef Bismarck (verschmizt: Mohammad-Ali Behboudi), die kaum im Hirn des Zuschauers hängen zu bleiben vermögen. Insgesamt zeigt Laucke jedoch, dass man Ideologiekritik im Theater exzessiv, spaßig und lässig realisieren kann, ohne dass sie dabei an Schärfe verliert. Im Gegenteil. **Natalie Bloch**



NÜRNBERG Staatstheater, Kammerspiele

Anfall von Sterblichkeit

Lukas Hammerstein
«Damals wurde es irgendwie heller» (U)

Früher war mehr Lametta und sowieso alles besser. Auf solch seelenstreichelndes Geseufze mag sich zurückziehen, wer in der Gegenwart keinen Halt mehr findet und mit der Zukunft schon abgerechnet hat. Doch die Zeit bleibt nicht stehen – und auf einmal sind uns die in die Jahre gekommenen Rückwärtsgewandten verwandter, als wir wahrhaben wollen: Sie faseln längst nicht mehr von Stalingrad und Fritz Wunderlich, sondern kriegen feuchte Augen, wenn sie an «68» und Pink Floyd denken, an Stamokap und Patti Smith, an Idealismus und den abgewetzten Parka mit den aufgenähten Gesinnungs-Symbolen.

Und dann kann es passieren, dass ihnen der Boden unter den Füßen schwankt und der Blick verschwommen wird: «Früher wurde es irgendwie heller.» Der Autor Lukas Hammerstein (Jahrgang 1958) ist durchaus selber so ein Held der inneren Verunsicherung, und wenn er sich schreibend seiner Generation nähert, dann tut er das ausgewogen mit einem zynischen und einem trüben Auge: Sein aktuelles Stück – eine Auftragsarbeit des Nürnberger Staatstheaters – begleitet in zwölf Szenen, die so eindeutige Titel haben wie «Ich bin da» oder «Ich will alles» oder «Die Halbwertzeit unserer Träume», zwei alte Kämpen, aus denen längst «was Anständiges» geworden ist, zu den Anfängen ihrer Bewusstseinswerdung. Und folgerichtig eben auch zu den Enttäuschungen und Fehlern, zu den Rückschlägen

und auf das Pflaster, unter dem der Strand schon lange betoniert ist.

Ein linker Idealist, «Er», dem das Scheitern zur Lebensaufgabe wurde, und ein astreiner Karrierist, «Ich», dem die Zweifel über den Kopf wachsen: das Paar, das Hammerstein zu Doku-zwecken der Demojahre noch einmal am Ende des Regenbogens zusammenführt, könnte in seiner Entwicklung nicht unterschiedlicher sein. Zwei Männer auf dem zugigen Gipfel der Macht und deshalb am Rand des Nervenzusammenbruchs parlieren sich durch ihre Vergangenheit, die sie mit Selbstmitleid und einer gehörigen Portion Selbstüberschätzung garnieren. Hammersteins mitunter recht fahrig und die eingemoteteten Realitäten verklärender Text entwickelt sich zu einer streckenweise gar nicht unkomischen Revue der verpatzten Chancen, in der ein «idealistisch» genanntes Paar für Bodenhaftung sorgt, indem es die moralischen Errungenschaften aus dem Schutt der sentimental Erinnerungen rettet. Die beiden Helden aus noch gar nicht ferner Zeit aber stehen am Wendepunkt, der sich als Abgrund entpuppt: flüchten oder standhalten?

Kathrin Mädler inszeniert diese Collage frei von jeglichem Betroffenheits-Verdacht. Sie gehört eine jüngeren Generation an und kann daher dem nah am Klischee gebauten Spiel begegnen, als wär's ein Stück von gestern. Sie hält die Figuren auf Distanz zu ihren Gefühlen und erzeugt so auf der Bühne doch noch die Ironie, die man in den gedrechselten Dialogen Hammersteins vermisst. Letztendlich läuft es bei «Er» und «Ich» dann doch auf eine schlichte Lösung hinaus: Wenn sie ihren «Anfall von Sterblichkeit» überstanden haben, gehen sie, wie damals, als irgendwie alles noch nicht so eindeutig wie ein Kinnhaken war, «ein Bier trinken».

Bernd Noack

Auf dem Foto v.l.n.r.: THOMAS L. DIETZ, TANJA KÜBLER, MICHAEL HOCHSTRASSER und ANNA KEIL